

## Home:Learning

### Facetten des studentischen Arbeitsalltags in häuslicher Sphäre

"Im Wintersemester 2020/21 findet der Lehrbetrieb sowohl digital, vor Ort als auch hybrid – also in gemischter Form statt."<sup>1</sup> Dies war die Information, die mir die Universität Wien letztes Jahr im Kontext der Pandemiesituation gab. Es ist zudem ein Satz, der in seiner Formulierung keinen Hehl um ein enthaltenes *Bias*, also eine Voreingenommenheit hinsichtlich des Digitalen Dualismus macht und ebenso ein schwammiges Bild vom Begriff der "hybriden" Lehre zeichnet. Die Universität selbst befeuert damit den Diskurs der Nicht-Körperlichkeit der digitalen und virtuellen Sphäre, sieht diese losgelöst von und entgegengesetzt zur "physischen" Welt. Abgesehen davon, dass sowohl *digital* als auch *virtuell* ohnehin unscharfe Begriffe sind, ist auch hervorzuheben, dass in der Lehre schon längst Verknüpfungen und "Technik-Mensch-Schnittstellen"<sup>2</sup> gegeben sind.

Körperlichkeit und Körpergebundenheit sind dabei im Umgang mit digitalen Medien schlichtweg *vorhanden*. Ähnlich steht es um die digitale Rahmung der physischen Lehre: Kursanmeldungen via der dem Uni-Wien-Onlineportal *u:space* und Recherchen im Onlinekatalog der Universität begleiten den Studienalltag, ob in den eigenen vier Wänden oder denen der Bibliothek. Beispielsweise lade ich zur Abgabe meiner Seminararbeiten meine Gedanken über händisches Tippen mittels der Tastatur – die hier ebenso als Mensch-Technik-Schnittstelle funktioniert – auf ein digitales Papier und nach Umwandlung in eine "portable Dokument-Datei" stelle ich jenes dann auf der Lernplattform *Moodle* zur Einsicht bereit. All das passierte auch schon vor der *örtlich-dezentralisierten Lehre* – wie man das, was Studierende seit mittlerweile drei Semester erlebten, auch nennen könnte.

Es lässt sich also ein dichotomer Denkstil in dem eingangs zitierten Statement der Universität Wien feststellen, welcher eine Trennung des Digitalen und der "Lehre vor Ort" suggeriert. Gerade in dem Hinblick, dass diese klare Trennung ohnehin schon länger nicht mehr auf diese Weise existiert, lohnt es sich, das Thema Home Learning nicht durch die Linse eines vermeintlich "neuen" Konzeptes zu betrachten.

---

<sup>1</sup> Universität Wien: Studieren an der Universität Wien, <https://studieren.univie.ac.at/lernen-pruefen/digital-studieren/> (Letzter Aufruf 15.09.2020).

<sup>2</sup> Weigelt, Shirin: Tasten. Taktilität als Paradigma des Digitalen. In: Mühlhoff, Rainer/ Breljak, Anja/ Slaby, Jan (Hg.): *Affekt Macht Netz*. Bielefeld 2019, S. 107-128, hier S. 117.

Ebenso wichtig ist dabei der Verweis auf taktile, räumliche und mediale Verflechtungen, die innerhalb des häuslichen Lebensorts als Lern- und Arbeitsort von Studierenden auftreten. Es sind hierbei die selbstverständlich gewordenen, automatisierten Tätigkeiten, Gesten, Verhaltensweisen und Interaktionen von Personen im Umgang mit Gegenständen und ihrer Umgebung, die mich interessieren. Eben diese Untersuchung des *everyday life*, wie es die Kulturwissenschaftler Billy Ehn, Richard Wilk und Orvar Löfgren formulieren, kann Aufschluss über größere Konflikte zu Tage fördern.<sup>3</sup>

Einen solchen Konflikt sehe ich beispielsweise in der Auffassung der Universität Wien gegeben, dass Home Learning eigentlich nur im infrastrukturellen Kontext zu sehen sei. Diesen Schluss zog ich aus den Institut-basierten Umfragen, welche im Mai 2020 ausgeschickt wurden. Dabei wurde nach der Zufriedenheit mit den Software-Ressourcen und Lernplattformen gefragt, wie auch nach den Kommunikationskanälen und digitalen Lernformaten der Lehrenden.<sup>4</sup>

Somit ist mein Anliegen, aufzuzeigen, dass die "digitale Lehre" und das Lernen zu Hause vieles mehr umfassen als vorhandenes Internet und audiovisuelle Eingabegeräte. Dazu bin ich in Interviews mit drei Studierenden der Uni-Wien – Hannah Erlacher, Susanne Besold und Vjara Bergmeier, allesamt pseudonymisiert – drei Lernszenen in häuslicher Sphäre nachgegangen.

Bei der Beforschung des *Lebensortes* als *Lernort* im Rahmen meiner Masterarbeit ging ich dabei Fragen nach wie: Was macht das Lernen zu Hause aus? Wie werden die typische Lernsituation, das Umfeld und das Lernen selbst gestaltet? Was muss etwa vorhanden sein, *bevor* sich zur Arbeit gesetzt wird: Musik? Ruhe? Zeitpläne? Gute Laune?

Ich habe dabei speziell die möglichen Lernorte, die Tätigkeiten des Lernens selbst und der Lernumgebung untersucht und der folgende Beitrag stellt einen exemplarischen Einblick in Material und Analyse dar.

---

<sup>3</sup> Vgl. Ehn, Billy/ Löfgren, Orvar/ Wilk, Richard R.: Hidden World. In: Dies.: Exploring everyday life: strategies of cultural analysis. Lanham/Maryland 2016, S. 1-9, hier S. 6f.

<sup>4</sup> Die Umfrage ist leider nicht mehr unter dem ausgesendeten Link aufrufbar, liegt mir allerdings in Screen-Shots vor.

### *Lernen oder Arbeiten?*

Einleitend halte ich fest: Eigentlich wird nicht gelernt! Meine Gesprächspartner\*innen sehen Lernen als Beschreibung der Tätigkeit des Auswendiglernens für Prüfungen, somit wird hier viel mehr *gearbeitet* für das Universitätsstudium.

Dies überraschte mich nur tendenziell, schließlich kenne ich selbst die Problematik, dass unter dem Begriff Arbeit oft nur die Erwerbstätigkeit erfasst wird. Es besteht also eine Diskrepanz zwischen dem Studium als Arbeit und der Lohnarbeit. Dies könnte im Zusammenhang einer Perspektive stehen, die Studieren als passives "Auf-Füllen" des Wissens darstellt. Auch darum vermute ich, dass Lernen als Begriff zurückgewiesen und durch das "aktivere" Arbeiten ersetzt wird.

### *Der Schreibtisch – die zentrale Werkbank*

Dieser ist für den geistigen Arbeitsprozess meist der bedeutendste Gegenstand. "The single most important object in each office workplace is doubtless the desk",<sup>5</sup> heißt es in der Studie "My Desk is my Castle" von Uta Brandes und Michael Erlhoff. Die beiden Designtheoretiker\*innen untersuchten dabei das Personalisierungsverhalten im Büroumfeld.

Doch nicht nur in Büroräumen, auch im universitären Lehr- und Lernkontext ist der Schreibtisch Ort und Schnittstelle der wissenschaftlichen und kreativen Produktion. Zudem wurde dieser zum Symbol der "Elfenbeinturm"-Wissenschaft und der eigenständigen, entkoppelten, selbstgenügsamen Arbeit, wie der Kulturanthropologe Michael Simon in einem Kapitel zum Thema im Handwörterbuch zur Praxis des kulturwissenschaftlichen Arbeitens anmerkt.<sup>6</sup> Eva-Maria Seng et al. skizzieren in ihrem kulturwissenschaftlichen Tagungsband zur kooperativen Forschungsumgebung in den eHumanities, die darin sogenannte "analoge" Forschung wie folgt:

"Scholars work by themselves. Paper copies and Xeroxes abound. Image study is [...] still paper based despite digital surrogates being available. The researcher makes use of primary source material and then retreats to his desk to work in isolation [...]."<sup>7</sup>

---

<sup>5</sup> Brandes, Uta/ Erlhoff, Michael (Hg.): My Desk Is My Castle: Exploring Personalization Cultures. Basel u.a. 2011, S. 13f.

<sup>6</sup> Vgl. Simon, Michael: Der Schreibtisch. In: Frietsch, Ute/ Rogge, Jörg (Hg.): Über die Praxis des kulturwissenschaftlichen Arbeitens. Ein Handwörterbuch (= Mainzer Historische Kulturwissenschaften, 15). Bielefeld 2013, S. 364-370, hier S. 366.

<sup>7</sup> Seng, Eva-Maria/ Keil, Reinhard/ Oevel, Gudrun/ Göttmann, Frank (Hg.): Studiolo: Kooperative Forschungsumgebungen in den eHumanities (= Reflexe der immateriellen und materiellen Kultur, Bd. 1). Berlin/Boston 2017, S. 107.

Dieses Image des stillen Selbststudiums ist sehr wohl kritisch zu hinterfragen, baut beispielsweise die Recherchearbeit im Studium doch stark auf dem kommunikativen Austausch mit anderen Studierenden, Lehrenden sowie bestehenden Wissensbeständen auf.

Auch im häuslichen Kontext ist der Schreibtisch meist die zentrale Werkbank von Studierenden, wie beispielsweise im Interview mit Susanne Besold deutlich wird. Sie erklärt:

"Alles was mit Uni zu tun hat muss immer am Schreibtisch passieren, weil auf der Couch lesen, das nervt mich, da kann ich nicht markieren, da kann ich nicht schreiben..."<sup>8</sup>

Allerdings ist der Schreibtisch für sie auch weit mehr als nur die Arbeitsoberfläche, wie aus dem Interview hervorging:

"Also, wenn ich jetzt am Schreibtisch sitze, (...) linkerhand ist dann die Regalwand mit allen möglichen Unterlagen, damit das auch griffbereit ist. Es ist damit nicht nur der Schreibtisch, sondern auch dieses Regal der Arbeitsplatz quasi."<sup>9</sup>

Der Schreibtisch ist damit Teil einer produktiven Sphäre in welche technischen Gegenstände, wie Laptop – der wiederum eine weitere Arbeitsfläche im wortwörtlichen *Desktop*<sup>10</sup> beinhaltet – und Drucker sowie Regale, Ordnersysteme und Bücherschränke ebenso miteinbezogen werden.

Im Grunde wird der Schreibtisch somit zum Symbol für das Prozesshafte des Studiums, dessen Ablage und Verordnung. Michael Simon verweist in seinem Handbuch-Beitrag ebenfalls auf den Arbeitsplatz als Aufbewahrungsraum: "Mit der Anhäufung von Unterlagen, Skripten und Exzerpten werden Schreibtische [...] zu Wissensspeichern und [...] Sortierplätzen der Wissenschaft."<sup>11</sup> Ein Verwahrungsort des Wissens ist auch die Bibliothek, der eigentliche Lieblingslernort von Susanne. Ab dem Frühjahr 2020 musste sie diesen jedoch gegen den Lernort zweiter Wahl, ihre Wohnung, eintauschen.

---

<sup>8</sup> Interview mit Susanne Besold (Name anonymisiert), aufgenommen am 02.06.2020 via Jitsi.

<sup>9</sup> Ebd.

<sup>10</sup> Hier wäre auch auf den *Skeuomorphismus* hinzuweisen, dem quasi-Mimikry das in virtuellen Oberflächen einsetzt wird. Es dient zur Annäherung an gewohnte Gestaltungselemente oder Gegenstände, um ähnliche Gebrauchszusammenhänge zu evozieren. Vgl. dazu: Richardson, Ingrid/Hjorth, Larissa: Mobile media, domestic play and haptic ethnography. In: *New Media & Society*, 19/10 (2017), S. 1653-1667, hier S. 1657f.

<sup>11</sup> Simon, Michael: Der Schreibtisch. In: Frietsch, Ute/ Rogge, Jörg (Hg.): *Über die Praxis des kulturwissenschaftlichen Arbeitens. Ein Handwörterbuch* (= Mainzer Historische Kulturwissenschaften, 15). Bielefeld 2013, S. 364-370, hier S. 366.

### *Die Pinnwand – ein Planungsmedium*

Im Gespräch mit meiner zweiten Interviewpartnerin, Hannah Erlacher, wurde die Pinnwand zu einem wichtigen Aspekt. Im Interview erklärte sie mir, dass über ihrem Schreibtisch eine Pinnwand mit einer "Übersichts-To-Do-Liste" hängt. Diese ist nach Kursen aufgeteilt und Aufgaben, Abgabefristen sowie kleine Kästchen zum Abhaken sind dort vermerkt. Für die anstehende Abschlussarbeit gibt es noch ein extra Zettelchen, das direkt an der Wand klebt und die nächsten Schritte und Hauptaufgaben bis zur Deadline zeigt. Hannahs Ausführungen zur Pinnwand wurden nachträglich zum Interview noch in einer zusätzlichen Sprachnachricht ergänzt.

In der Audio-Notiz ging sie nochmals genauer auf die Gründe und die Handhabung der Pinnwand ein. Diese schien also eine spezielle Bedeutung für sie zu haben, was mit der recht neuen Etablierung des Gegenstandes in ihrem Arbeitsbereich zusammenhängen könnte. Sie hatte sich diese kürzlich zugelegt, da sich die losen Zettel auf ihrem Schreibtisch gehäuft hatten, was sie aufgrund der gesteigerten Nutzung des Tisches im Kontext des Home-Learnings ändern wollte. Hannah beschrieb es wie folgt:

"Dann hab ich mir erst überlegt, ob ich die Zettel aufhänge an der Wand, so mit Tixo oder mit Malerkreppband, [...] und das wär aber unpraktisch gewesen, weil ich die oft brauche, um was draufzuschreiben und dann sie ständig wieder hinzukleben, das würde nicht viel Sinn machen. Von daher hab ich mir die Pinnwand tatsächlich erst vor ein paar Wochen zugelegt [...]"<sup>12</sup>

Dabei ist besonders bemerkenswert, dass die (Re-)Organisations-Aspekte hier mit der Tätigkeit des Anpinnens direkt verknüpft gelesen werden können. Hannah verortete die Zettel vom Tisch an die Pinnwand, um Ordnung zu schaffen. Zugleich organisiert sie auf der Pinnwand ihre *To-Dos* und Übersichtslisten. Da dies eine variierende und fortlaufende Tätigkeiten ist, braucht es auch ein Medium, das Adaptionen leicht(er) zulässt. Daher die Pinnwand anstatt des Klebebands an der Wand. Die tatsächlich geklebten Zettel, die auch existieren – allerdings neben der Pinnwand, stellen hingegen strikte Fixpunkte im Studium dar.

Die Medienwissenschaftlerin Lisa Conrad stellte eine sozio-technische Untersuchung des Umgangs mit einer Büro-Plantafel an, welche in ihrer Funktion hier Ähnlichkeiten zur Pinnwand aufzeigt. Dadurch ist auch die folgende Beobachtung sehr gut auf die Bedeutungszusammenhänge der Pinnwandnutzung von Hannah anwendbar. Conrad beschreibt die Plantafel als "Trägermedium [das] aktiv am vermeintlich immateriellen,

---

<sup>12</sup> Interview mit Hannah Erlacher (Name anonymisiert), aufgenommen am 01.06.2020 via Jitsi.

kognitiven Prozess der Planung mitwirkt" und "über eine spezifische Zeitlichkeit verfügt, die sich in der kontinuierlichen und iterativen Interaktion [...] ausdrückt."<sup>13</sup> Plantafel und Pinnwand fungieren also als wichtige Medien zur Generierung aber auch zur Darstellung von Erkenntnisprozessen *während der* und *durch die* planerische Tätigkeit selbst.<sup>14</sup> Somit findet sich auch bei Hannahs Pinnwandnutzung eine Verschränkung der Funktion von Visualisierung und Vergegenwärtigung von zukünftigen Arbeitsschritten anhand der wiederholenden Bearbeitung von To-Do-Listen wieder.

Für den Soziologen John Law ermöglicht das Konzept der Pinnwand wiederum, dass "Zeug angeheftet und nebeneinandergestellt wird. Die einzelnen Stücke sind teilweise miteinander verbunden. Sie liegen physisch auf einer Ebene [...] überschneiden sich [...] rücken zusammen [...], sind auch teilweise unverbunden."<sup>15</sup> Spannung entstehe hier durch diese variablen Zusammenhänge und die flexible Nutzung der Pinnwand, welche Platz für "Juxtaposition und Differenz" böte, anstatt für "Hierarchie oder Narration"<sup>16</sup>.

Im Kontext von Hannahs To-Do-Listen findet sich die Spannung in den zeitlichen Zusammenhängen: Die geklebten Zettel an der Wand stellen strikte Fixpunkte im Studium dar, während die Aufgabenlisten an der Pinnwand variable, nicht-hierarchisierte, aber zeitlich gegliederte kurz- und mittelfristige Arbeitsschwerpunkte darstellen. Damit vergegenwärtigt sich Hannah an der Pinnwand Gleichzeitigkeiten im studentischen Arbeitsalltag.

### *Sessel, Esstisch, Couch – Prozessorientierte Lernorte*

Der Begriff der prozessorientierten Lernorte kam mir in den Sinn, als mir meine dritte Interviewpartnerin Vjara Bergmeier von ihrem Tagesablauf im Kontext des Arbeitens und der räumlichen Anordnung ihrer Lernsphären berichtete. Die Gebrauchszusammenhänge, *wann* sie *wo was* macht, schildert sie mir während einer Online-Wohnungsführung. Es handelt sich um eine zirkulierende Bewegung von "Lese-Eck" zu "Esstisch", welcher hier als Arbeitstisch fungierte, zur Couch.

"Gerade sind wir [a]uf der Couch, das ist eher so mein nachmittags Arbeitsbereich. Aber in der Früh setze ich mich meistens in mein Lese-Eck und wenn ich glaube,

---

<sup>13</sup> Conrad, Lisa: Plantafel-Planung. In: AugenBlick – Konstanzer Hefte zur Medienwissenschaft 68 (2017), "Bis auf Weiteres. Pinnwand und Serie", S. 65-77, hier S. 65.

<sup>14</sup> Conrad verweist hierbei auf den Begriff des "epistemic ,doing'" von Lorenzo Magnani. Vgl., Conrad, 2017, S. 72.

<sup>15</sup> Law, John: Pinnwände und Bücher. In: Balke, Friedrich/ Muhle, Maria/ Schöning, Antonia von: Die Wiederkehr der Dinge. Berlin 2011, S. 21-45, hier S. 30.

<sup>16</sup> Ebd.

dass ich offiziell was für die Uni mache, dann ist da der Schreibtisch, also es ist eigentlich ein Küchentisch. [...] Also auf jeden Fall, in der Früh sitze ich meistens in meinem Lese-Eck, dann versuche ich produktiv zu sein und setze mich zum Küchentisch und irgendwann lande ich dann immer auf der Couch... und da passiert dann auch meistens der Lernabbruch."<sup>17</sup>

Bewegung, Pausen und Platzwechsel stehen hierbei sowohl in Zusammenhang mit den Konzentrations- und Motivationsphasen als auch mit der Art der Lerntätigkeit. So werden verschiedene Prozesse ihren korrespondierenden Lernarealen zugeordnet. "Offizielles" also '*richtiges*' Arbeiten findet dabei am Esstisch statt, der hier als großer "produktiver" Arbeitsbereich gesehen wird. Die zentrale Einbindung des Esstisches macht ihn über den Gebrauchszusammenhang zum "Schreibtisch". Hierbei ist anzumerken, dass Vjara auch ein tatsächliches "Schreibtisch-Eck" hat, dass sie jedoch nicht für die universitäre Arbeit benützt, sondern als Ort für Tätigkeiten im Kontext der Lohnarbeit und tatsächlich auch als Ablagefläche, wenn nicht in Gebrauch.

Die zirkulierende Bewegung im Raum verdeutlicht die studentischen Arbeitsprozesse und bindet sie an Sitz- und Arbeitsgelegenheiten. Es entstehen damit also prozessorientierte Lernorte: Das Konsumieren und Rezipieren von Texten findet im Lese-Eck statt. Konzentrierte Arbeit am Küchentisch/Arbeitstisch, und die Nachbereitung sowie das anschließende Arbeitsende wird mit der Couch verbunden. Diese Aufteilung steht in Zusammenhang mit der Beschaffenheit der jeweiligen Gegenstände: Das Lese-Eck ist bei Fenstern angeordnet, morgendlicher Lichteinfall und bequeme Sessel lassen einen angenehmen Einstieg in die Arbeitsmaterie zu. Die große Arbeitsfläche des Esstisches bietet viel Platz, gerade Stühle erlauben aufrechtes Sitzen und konzentrierte Arbeit. Die Couch hingegen lässt ein bequemes Ausklingen und die Überleitung in den Feierabend zu.

### *Die Bibliothek – kontrastierender Idealtypus*

Bei meiner Untersuchung fragte ich auch nach der Beschreibung des persönlichen, idealtypischen Lernortes. Dabei erwähnten Susanne Besold und Hannah Erlacher eigentlich lieber in der Bibliothek zu arbeiten. Beide benennen als Schlüsselfaktoren hierbei die minimierte Ablenkung sowie bessere Strukturierung der Arbeit.

Diese findet zumeist im Vorhinein statt, da der Übergang von Konzentrations- und Pausenphasen nicht so fließend verlaufen kann als in "ungezwungeneren" Räumen.

---

<sup>17</sup> Interview mit Vjara Bergmeier (Name anonymisiert), aufgenommen am 15.06.2020 via Jitsi;

Als idealtypischer Lernort schwebt Susanne dabei eine Kombination aus Bibliothekstypen vor:

„[Eine] Mischung wäre gut, also eine Bibliothek, die strikter ist, damit man sich die Pausen besser einteilt aber auch eine, wo weniger los ist und das lockerer ist ... aber halt in beiden Fällen ruhig.“<sup>18</sup>

Die Ruhe als zentraler Aspekt der Bibliothek macht diese zum Ort produktiver Arbeit, im Kontrast zum Lernen und Arbeiten zu Hause, welches in Hannahs Fall auch eine potenzielle Störung durch die Mitbewohnerin inkludiert. Die Tätigkeiten werden somit zum Zwecke der Konzentration und konkreteren *Ver-Ortung* der Arbeit und Arbeitszeit bevorzugt in die Bibliotheken verlagert. Dies war jedoch in den letzten Semestern an der Universität Wien zuerst gar nicht und danach wieder eingeschränkt möglich.

Der Historiker Ulrich Johannes Schneider beschreibt, dass Hochschulbibliotheken im Laufe des 19. Jahrhunderts durch Einbindung von Lesesälen zunehmend zu Orten der universitären Forschung und Lehre wurden, und hebt diese zudem als Kommunikationsräume hervor.

„Lesesäle sind, von der Praxis hergesehen, Schreibwerkstätten, in denen Hausarbeiten verfasst und Prüfungen vorbereitet werden; sie sind Kreativräume, in denen Dissertationen und andere Qualifikationsarbeiten entstehen, die neues Wissen – ausgehend vom Studium des alten – produzieren. Die starke Frequentierung von Lesesälen in Zeiten der Online-Textkultur verweist auf die kommunikativen Funktionen von Hochschulbibliotheken im Prozess des Studiums.“<sup>19</sup>

Sowohl diese Setzung der Bibliothek als ruhiger, idealtypischer Lernort für Susanne und Hannah im Kontrast zu den Gegebenheiten der Wohn- und Arbeitsräume als auch die Erläuterungen Schneiders zur Kommunikationsfunktion von Lesesälen verdeutlichen Bedürfnisse des studentischen Arbeitsalltages. Einerseits unterstreicht die Bemerkung der "Schreibwerkstätten" die Ergänzung der Arbeitssphären zu Hause, wo der Schreibtisch die Werkbank darstellt. Andererseits wird durch den Verweis auf Kommunikation und Austausch auch, wie zu Beginn des Beitrags, das Bild des einsamen, stillen Selbststudiums kritisch hinterfragt. Denn Wissen und studentisches Arbeiten befinden sich nicht in einem Vakuum, sondern sind Produkte verschiedenster Zusammenarbeit sowie Einflüsse und bedürfen damit der Aushandlung.

---

<sup>18</sup> Interview mit Susanne Besold, 02.06.2020.

<sup>19</sup> Schneider, Ulrich Johannes: Bibliothek. In: Frietsch, Ute/ Rogge, Jörg (Hg.): Über die Praxis des kulturwissenschaftlichen Arbeitens. Ein Handwörterbuch (= Mainzer Historische Kulturwissenschaften, 15). Bielefeld 2013, S.63-67, hier S. 65.

### *Zusammenführung und Ausblick*

Hier schließe ich meinen kleinen Einblick in die Forschung für meine Abschlussarbeit im Fach Europäische Ethnologie an der Universität Wien. Ich habe dabei exemplarisch Schlaglichter auf Beispiele meiner qualitativen Untersuchung der studentischen Lern- und Arbeitspraktiken in der häuslichen Sphäre vorgelegt. Sowohl der Schreibtisch als zentraler Arbeitsplatz, die Pinnwand als vergegenständlichendes Planungsmedium und die Bibliothek als Kontrast zu häuslichen Arbeitsorten als auch das Fallbeispiel eines prozessorientierten, rotierenden Lernortes wurden dabei erläutert.

Themen, die hier zwar nicht eingehend diskutiert wurden, allerdings in meiner breiter gefassten Masterarbeit Eingang finden sollen, sind: Die Überredung des Selbst zum Lernen, die Strukturierung der Arbeitszeit, Fragen der Ablenkung (Stichwort Handy) sowie Motivationsförderer und -hemmer. Gerade die Frage der Gestaltung von Lernatmosphären war es schließlich, die mich zum Thema geführt hatte. Zudem fasziniert mich auch die Einbindung von Musik, die in Zusammenhang mit Arbeitsprozessphasen näher analysiert werden könnte. Dahingehend möchte ich mich auch weiter mit der Verknüpfung von räumlichen und mentalen Gestaltungsanforderungen und -möglichkeiten beschäftigen. In ihnen sehe ich wichtige Elemente, die beim Lernen beziehungsweise Arbeiten für die Universität eine große Rolle spielen und die erneut bestätigen, dass Home Learning mehr ist als örtlich dezentralisierte Lehre via Zoom und Co.